

(Nachdruck verboten.)

18]

## Im Kreise.

Erzählung von Waclaw Sieroczewski.  
Deutsch von Rosa Schapire.

„Gewiß! Gewiß! Aber auch Du mußt einsehen, daß ich den Döhsen nicht geben kann. Warum nimmst Du ihn nicht bei Froschauge? Ich kann ihn nicht geben, es sei denn, Du nimmst ihn mit Gewalt, wie das Feld!“ entgegnete der Jakute.

„Mit Gewalt werde ich ihn nicht nehmen, aber ich bitte Dich sehr darum. Ich werd' Dir's lohnen, bezahlen.“

„Bezahlen? Was wirst Du mir geben? . . . Du bist ein freier Mensch, heute hier und morgen dort; ich aber muß mit den Nachbarn auskommen. . . Nein, ich kann's nicht!“

Alexander stand auf, er sah, daß es vergebens war. Er ging in den Hof und war schon beim Thor, als ihm der Jakute nachsprang und rief:

„Lissandra, höre! Sieh mir drei Rubel und nimm den Döhsen, aber sag' nicht, daß ich ihn gegeben habe.“

„Drei, das ist zu teuer. Einen Rubel gebe ich.“

„Siehst Du, so bist Du. Du hast gesagt, Du wirst mir's lohnen, und drei Rubel sind Dir schon zu viel. Na, auch gut, also gieb mir einen Rubel. . . Aber den! daran: ich hab' ihn nicht gegeben.“ fügte er eilig hinzu und sah sich nach Toj um, die mit einem Melkeimer hinaustrat.

Alexander steckte ihm heimlich das Geld zu.

„Was bedeutet das, Fremder, Du willst den Döhsen mit Gewalt nehmen? Seht nur, seht, der will meinen Döhsen nehmen! Leute! Leute! Solch' ein Unrecht!“ stöhnte der Alte, während Alexander den Döhsen einfieng und mit sich führte.

Als er aus dem Gehöft heraustrat, befestigte er den Zügel an den Hörnern des Tieres, setzte sich darauf, wie er es bei den Jakuten gesehen hatte, und ritt fort. Er lachte und doch war ihm schlimm zu Mute. Der Jakute aber schrie fortwährend:

„Seht nur, seht! So behandelst man uns Jakuten!“

## VII.

„Papa, es wächst, wirklich, es wächst!“ rief Zosia, die ihr kleines Goldköpfchen direkt auf die Erdschollen legte und nach den ersten Keimen suchte. Sie hatte vor gar nicht langer Zeit gesehen, wie Alexander ein Gleiches that.

Alexander stand an den Zaun gelehnt und seine Blide schweiften über das Feld. Dichte, grüne Saat bedeckte den Acker, jetzt aber zeigten sich allmählich auch all die Fehler, die er gemacht hatte. Dieser Anblick bereitete ihm beinahe körperlichen Schmerz; hier gab es kahle Stellen, dort hatte er zu dicht gesät: dünne Halme drängten sich nebeneinander und machten ihm den Eindruck blutarmer Kinder. Dieser Beweis seiner eignen Unfähigkeit schmerzte ihn tief, und doch verging kein Tag, an dem er nicht auf dem Felde gewesen wäre. Er kannte hier jedes Pflänzchen, jeden Erdhaufen; er litt unter dem Winde, der Dürre, der Kälte, die seine Saat traf, er freute sich jedes Regens, der sie erquigte. Etwas Neues, Farbiges, ihm, dem Städtebewohner, ganz bisher Fremdes war mit diesem Felde in sein Leben getreten, ebenso wie Zosia neue Empfindungen in ihm wachgerufen hatte. . . Und beide waren sich verwandt. Zu Anfang seiner Vaterschaft geschah es, daß er in unsagbarer Angst aufwachte und mit thörichtem Herzklopfen, mit angehaltenem Atem horchte, ob sein Töchterchen noch atme, ob es nicht krank oder gar tot wäre. Und er war glücklich, daß nichts geschehen war; jetzt weckte ihn nicht nur die Sorge ums Kind. Sobald Njaj sich rührte, sprang er ans Fenster, drückte das Gesicht gegen die kleinen Scheiben und spähte hinaus. Ging jemand vorüber, so trat er aus dem Hause und folgte dem Fremden mit den Augen, bis dieser verschwunden war. War es etwa schwer, den Zaun zu zerbrechen und das Vieh auf sein Feld zu treiben? Und die Jakuten, das fühlte er, waren bereit, ihm jeden Schaden zuzufügen.

Ebenso wie ihn jede neue Empfindung, jeder neue Gedanke des Kindes auf's lebhafteste beschäftigte, so kannte er auch hier kein größeres Vergnügen, als an sonnigen Tagen

mit der Kleinen an der Hand nach neuen Fortschritten auf dem Felde zu suchen.

Vor ihm eröffnete sich der Ausblick einer Arbeit, der keine Grenze gesetzt war, einer Arbeit, die kein Unrecht war, mit der er niemand bedrückte, und ein ruhiger Friede überkam seine starke, aber doch so gemarterte Seele. Er träumte davon, daß er hier den Ackerbau lernen würde, und mit der Zeit würde er zu Hause unter einem milderen Himmel, in friedlicherer Umgebung sein Stückchen Feld bestellen. Und er wird keinen Herrn über sich haben als Regen, Wind und Sonne, keine andren Beziehungen als die zu fördern, was lebt und wächst. Er wird Vienen züchten, Blumen haben, einen Obstgarten. An die Menschen wollte er nicht denken — nur an Zosia.

„Was ich gehabt habe, habe ich gegeben. Der Rest gehört mir!“

Jetzt aber hatte er eine Menge Sorgen und immer gefellten sich neue dazu.

Er mußte Neuaeder pflügen und das war eine schwere Arbeit; beim bloßen Gedanken daran seufzte er; er mußte Latten zum Zaun zurecht machen, seine Vorkehrungen für die Heuernte treffen und für die Zeit des kommenden Fischfanges. Im Hause gab es keinen Hauf, mit dem man die alten Netze hätte fliden können. Er hätte ihn bei Kapiton bekommen können, aber unter den obwaltenden Verhältnissen wurde ihm dort ja nicht durchgeholfen. Man hätte es ihm nicht nur abgeschlagen, sondern ihn noch obendrein ausgelacht. Und er konnte sich an niemand anders wenden.

So beschloß er denn, den Acker zu überschreiten, Jakob zu besuchen und ihn zu bitten, alles bei den Nachbarn für ihn einzulassen.

Der Acker war nach einer Ueberschwemmung in sein altes Bett zurückgekehrt. Der Hauptstrom und die Nebenströmungen schäumten und rauschten noch mächtig, wie geschwollene Aedern im Fieber. Man sah weder Sandbänke noch Steingefälle, überall trat das abschüssige Ufer jäh aus dem Wasser und dunkle Fichten, Tannen und Lärchen spiegelten sich im grauen, schnell treibenden Wasser. Die Weiden standen fast sämtlich noch unter Wasser und ihre Zweige bildeten an manchen Stellen seltsame Verschlingungen, über die das Wasser lärmend setzte; es schäumte und spritzte nach allen Seiten.

Alexander setzte mit seinem kleinen Kahn über den Acker und hielt sich mit den Händen an den überhängenden Zweigen fest. Es war ein bißchen gefährlich, aber es verkürzte seinen Weg. Er schonte seine Kräfte, denn er kannte den Fluß und wußte, daß der nicht mit sich scherzen lasse; so wählte er die schwächeren Strömungen und ruhigen Wassertrahen. Der Fluß, einer der reizendsten in Sibirien, war voller größerer und kleinerer Wirbel. Die Strömung riß den Kahn fort, und jeden Augenblick drohte die Gefahr, in einen schäumenden Strudel hineingezogen zu werden. Alexander schwamm fast die ganze Zeit wider den Strom, so wurde er denn sehr müde, und als er eine waldige Landzunge erreichte, die tief ins Wasser einschneidete, und wo es eine Ueberfahrt nach dem andren Ufer des Hauptstroms gabe, beschloß er, auszuruhen. Er stieß ans Land und warf sich ins Gras. Langsam zogen graue Wolken mit silberigem Rande am Himmel auf; unter ihrem Schatten verschwand die Sonne, dann tauchte sie wieder auf und warf ihre Strahlen aufs Wasser, das sich unbegrenzt wie das Meer, Bewunderung und Schreden einflößend, in seinem unaufhaltamen Lauf vor ihm ergoß. Nichts konnte dem Flusse auf die Dauer Widerstand leisten. Er zerriß das Land in Felsen, bildete Wirbel, unterhöhlte Felsen, warf Tausende von Inseln auf und umfing sie dann mit seinem allmächtigen Arm, denn sie waren sein Werk, sein Besitz! Die schneeigen Bergspitzen, die bis in den Himmel reichten, kamen hinter den fernen Wäldern hervor und spiegelten sich anmutig in seinem Wasser.

Niemals hatte Alexander den Fluß an dieser Stelle ohne Führer überschritten. Am gegenüberliegenden Ufer mündete ein Gebirgsfluß in den Acker in beinahe geradem Winkel und bildete einen großen und gefährlichen Strudel, wo hohe Wellen beständig schäumten. Darüber ragte ein hohes Vorgebirge mit schlanken, am Rande überhängenden Lärchen. Zwischen dem Vorgebirge und dem Strudel gab es ein schmales Band ruhig fließenden Wassers. Alexander fuhr mit

darauf gerichteten Augen, er mußte unbedingt dorthin kommen.

Die Sonne brannte, seine Hände wurden lamm, Schweiß bedeckte seine Stirn. Er war nicht sicher, ob er richtig steuere, er fühlte nur, daß ihn die Strömung seitwärts mit ungeheurer Schnelligkeit trieb. Bei solchem Wasserstande wagten sich selbst die dortigen Fischer ungern auf den Fluß; und schon begann er seine Kühnheit zu bereuen. Immer häufiger drängten sich schäumende, aus der Tiefe kommende Wellen, unterirdische Strudel, die die Strömung an die Oberfläche trieb, wenn sie gegen die Felsen schlug, unter den Kahn. Er glitt mit schwindelnder Schnelligkeit dahin, und es schien Alexander, daß er sich der gefährlichen Stelle, wo entfesselte Bogen brausten und heulten, immer mehr näherte. Immer weniger gehorchte ihm der Kahn, immer eigenfinniger trieb er weiter. Bößlich drängten ungeheure, wie Blasen gespannte Wellen von der Seite her, das Rauschen wurde ohrenbetäubend. Der Kahn zitterte und senkte sich und steuerte direkt auf den ungeheuren Trichter los, in dessen Tiefe die Wellen heulten. Alexander stemmte sich mit Leibesträften, das Ruder bog sich in seiner Hand wie ein Weidenstab. Wie ein Bild tauchten die jakutischen Fischer mit ihren strengen Zügen vor seinem geistigen Auge auf, und er fühlte, wie sein Gesicht die gleichen Falten bekam. Er fürchtete sich, hinter sich zu blicken, wenn es auch schwer ist, unterzugehen, ohne die ganze Welt mit dem Auge zu umfassen.

Noch zwei Ruderschläge — und der Kahn schaukelte sich leise auf ruhiger Strömung. Alexander atmete auf. Eine entgegengesetzte Strömung trug den Kahn sicher dem Ufer zu. Das Wassergepenst hatte vergebens nach ihm geschnappt!

Er ließ das Ruder fallen, wuschte den Schweiß von der Stirn und lachte befreit. Wieder überkam ihn dieses angenehme Gefühl, das einem das Bewußtsein giebt, einer drohenden Gefahr dank seiner Geschicklichkeit entronnen zu sein.

Eine Stunde später stieß er an das dicht bewaldete Ufer. Am Abhang schlängelte sich ein schmaler Weg. Er zog den Kahn ans Land, befestigte ein Kreuz am Schnabel, zum Zeichen, daß der Kahn gleich wieder gebraucht werden würde, versteckte die Ruder im Gebüsch und ging in den Wald.

Jakobs Jurte war zwei Werst vom Ufer entfernt. Der Weg führte durch einen dichten Wald bis an das Ufer eines schwarzen Sees, dann wandte sich der Weg wieder nach dem Walde, der das Wasser wie einen Ring umfaßte und den Biegungen des Sees folgend, sich in dunklen Windungen brach und immer fahler wurde, je mehr er sich vom See entfernte. An manchen Stellen reichte der Wald bis ans Wasser, und die Bäume warfen ihren tiefen Schatten auf den See, dann wieder schimmerte ein Streifen grünen Wiesenlandes zwischen Wald und Wasser. Aus diesem Kessel schienen es aber keinen Ausweg zu geben, überall war Wasser und Wald.

„Was für eine Wüstenei! Welchen Platz haben ihm die Jakuten angewiesen!“ dachte Alexander, während er um den See ging. Es gab nicht einmal Vögel im Walde, manchmal nur sriß mit leisem Klageklaut eine weiße Möve über den See vom Fluße her. Scharen von Mäuden spielten in der Luft und zwangen Alexander, so schnell als möglich der niedrigen Jurte zuzulaufen, die endlich in elendem, verfallenen Zustande an einer Biegung des Weges auftauchte. Der Erdberuf ihrer Wände war abgefallen und die Bretter, die in die Höhe ragten, schimmerten weißlich an den eingefallenen Seiten wie die Rippen eines verfaulten Rumpfes.

Als Alexander ins Innere trat, umgab ihn tiefe Stille und mattes Dämmerlicht. Im Ofen brannte ein kleines Feuer.

„Er ist fortgegangen! Niemand ist da!“ flüsterte Alexander. „Solch ein Schutthaufen hier!“

Er irrte sich. Unbeweglich mit ausgestreckten Armen lag ein Mensch auf der Bank. Ein schwacher Lichtschein drang durch die schmutzige Hausenblase im Fenster ins Zimmer und warf einen gelblichen Ton auf das aufgedunsene Gesicht des Schlafenden. Sein Mund stand auf und die Augen waren so tief eingefallen, daß Alexander erschraf.

„Er ist gestorben! Jakob!“ schrie er laut.

Jakob öffnete die Augen und richtete sich auf.

„Du schläfst . . . Immerzu! Und was macht Dein Herz?“

Man hat Dir's doch verboten . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Es war einmal eine Milliardenerbschaft. Die lagerte schon viele Jahrhunderte in einer großen Truhe. Und da im Laufe der Zeiten die Menschen mit dem geheimnisvollen Erblasser alle verwandt und verschwägert worden waren, so wurden sie insgesamt erbberichtigt. Das war ihnen ein großer Trost und eine wunderbare Hoffnung.

Einstweilen freilich fand niemand Zugang zu dem verschlossenen Schatz, denn es sollte alles nach Würde und Verdienst, sowie nach dem Grade der Verwandtschaft verteilt werden. Etliche Vorwichtige meinten zwar, das gerechteste wäre die gleiche Verteilung, aber diese wurden als unwürdige Erben sofort aus der Masse der Erbberchtigten ausgeschlossen, indem man sie entweder auf einen Blod legte, von dem dann durch eine wunderbare Jüngung der Kopf herunterrollte, oder auch auf Holzstößen so lange anwärmt, bis sie nicht mehr zu sehen waren; mitunter geschah solches auch mehreren Fresslingen zugleich.

Viele Tausend Advokaten hüteten den Schrein, der eitel Gold und Demant centnerweise barg. Sie wachten, daß niemand sich an dem Gut vergreife, auf daß keiner zu kurz käme und überverteilt würde. Sie trugen schwarze Mäntel und hatten eine Weisheit, die unermesslich war. Stamen aber die Hungernden zu ihnen und sprachen: Gebt uns einen Heller von unserem Erbteil, dann wollen wir zufrieden sein und keine Ansprüche fürderhin stellen, dann zürnten die schwarzen Mäntel gewaltig und schrien: Wir sind keine Betrüger, wir überverteilen niemand, jeder muß voll erhalten, wozu er berechtigt ist; darun wartet, bis die Sache geklärt ist. Dann werden wir jeden zufriedenstellen.

Inzwischen bekamen die Advokaten die tarifmäßigen Gebühren, durchaus reichlich nach der Höhe des Wertobjekts bemessen.

So starben die Geschlechter hin, in Not und Qual. Aber noch in der Sterbestunde freuten sie sich des Segens, dessen ihre Kinder und Entelkinder teilhaftig werden würden. Längst hatte man, um Zwistflern und Ankläubigen zu begegnen, kleine Abbilder der Erbschaftstruhe, die man künstlich hergestellt hatte, überall im Lande aufgestellt, so daß jeder mit leiblichen Augen sehen konnte, wie alles ehrlich sei und mit rechten Dingen zugehe. Einmal im Jahre aber rief man das Volk zusammen, auf daß es gegenwärtig sei bei der großen Feier der Oeffnung des Märchenschanks. Man zündete dann viele, viele Lichter an, damit jedermann auch genau zu schauen vermöchte, wie viel des Goldes und der Edelsteine herborstämten und damit niemand zu viel und niemand zu wenig raffe. Waren sie nun beisammen, dann sangen sie schöne Lieder und die schwarzen Advokaten thaten sehr feierlich und sprachen: „Harret aus, gleich werden wir öffnen, es ist nur noch eine Kleinigkeit zu erledigen.“ Dann schüttelten sie plötzlich betrübt die Köpfe und klagten: „Es stimmt noch nicht. Nur ein Weisägen Geduld. Auf Wiedersehen über's Jahr.“

Das nannte man den heiligen Abend!

Und jedes Jahr kamen sie zusammen und jedes Jahr wurden die Lichter angezündet und jedes Jahr glaubte man schon, daß das Siegel vom Schloß sich löse und jedes Jahr mußten sie wieder unverrichteter Sache heimwärts ziehen, elender denn zuvor.

Die Advokaten indessen schrieben allerlei Bedingungen aus, die noch vor der Auszahlung des Erbteils zu erfüllen seien. Dann käme der große Augenblick gewiß.

Im Namen der verschlossenen Truhe mußten die Menschen plötzlich übereinander herfallen und sich mit Schwertern und kleinen Kugeln mekeln. Durch solche Proben wurden die Erbteilscheine bekräftigt.

Oder es wurde ein Fürst eingesetzt. Vor dem knieten sie nieder, und wenn er guter Laune war, prügelte er sie, und die Geprügelten mußten begeistert schreien: Mehr! mehr!

Oder sie flochten Rißstehäuter, die über die Erbschaft spotteten, aufs Rad, und wezten ihre Gedanken mit glühenden Reibeisen, und besetzten durch siedendes Öl ihre Harthörigkeit.

Oder es wurden die glücklichen Erben in den Pflug gespannt und mußten arbeiten Tag und Nacht. Und wenn die Früchte ihres Fleißes reiften, dann wurden sie davon gejagt und ander, die nicht gearbeitet, verzehrten lachend den Ertrag ihrer Mühe. Nur so, das kündete man ihnen, würden sie allmählich wert des unermesslichen Glückes des verschlossenen Erbes.

Dermaßen regierte die Truhe die Welt und die Menschheit, und die Advokaten wurden dick und fett. Die Jahre saßen in Staub, die Erde trank sich voll Blut und Qual, und die Zahl der heiligen Abende nahm zu, daß sie niemand mehr berechnen konnte. Die Menschen verlamen und starben, Finsternis umwob ihre Stirnen und der blühende Garten der Welt verödete. Das Lachen starb, die Freiheit kümmernte, und selbst die Hoffnung verfiel. Nur einmal im Jahre, am heiligen Abend, strömte es wie ein Rausch über die Elenden, ihre Augen entflammten, ihre Lippen wurden feurig und ihre Muskeln reisten sich jung und sehnüchrig. Diesmal, so hofften sie, wird es gewiß geschehen! Und sie zündeten die Lichter an, um alles genau zu erkennen, wenn das große Wunder den Sargbedel sprengen würde. Die Lichter brannten herunter, und die abermaligen Getäuschten schlichen gebeugt davon, und die Advokaten drückten ihnen gerührt und tröstend die Hände: Wartet nur, über's Jahr! . . .

Und es kamen Zeiten, da wuchsen Menschen auf, die hatten nichts mehr zu verlieren. Sie lebten ohne Licht und Lust, arbeiteten nur und arbeiteten, sie wuschten sich in ihrem Schweiß und tranken ihre Thränen und wärmten sich an ihrem Fieber. Und endlich

wurden sie ganz und gar zu hartem Stahl, das kein Hoffen mehr kannte und keinen alten Glauben. In ihren Hirnen und Augen aber begann ein Leuchten und Glimmen. Sie huben an zu denken, zu fragen, zu sehen und zu fordern. Fürwahr, lohnte denn die jagenhafte Erbschaft all die blutigen Projektkosten? Niemand sah bisher einen armseligen Pfennig. Der rauhen Männer wurden immer mehr und sie berieten miteinander und kamen zu einem Entschluß.

Wieder kam die Nacht, wo man die Hoffenden zur Oeffnung des Schazes rief. Wieder leuchteten die Lichter und die Advokaten blickten verheißungsvoll. Da plötzlich tauchte aus dem Dunkel der Ferne eine Schar Männer auf, sie stiegen die Stufen empor und riefen: „Zeigt uns den Schatz!“

Die Advokaten erblickten, aber sie sahen sich und sagten faust begütigend: „Ihr lieben Leute, nicht so stürmisch, habt nur noch geringe Zeit Geduld; mit Eurem Ungeköm verdirbt Ihr nur wieder die so mühsam gelösten und geordneten Fäden!“

„Zeigt uns den Schatz!“ schrien herrisch die Männer. „Wir wollen sehen. Genug der Lüge!“

„Fort da, in den Kerker mit Euch,“ kreischten die Advokaten und hatten alle Sanftmut verloren.

Da huben die Männer die Äxte wider die Treppe. Die Advokaten jedoch verlegten sich aufs Bitten und Beschwören: „Ihr wißt nicht, was Ihr thut. Ihr zerstört das Beste, wenn Ihr dieses Holz gewaltsam zerstört, Verflendet!“

„Wir entlarven die Lüge,“ antworteten die Männer. „So erfahrt denn, Welch Alleinod dieser Schrein birgt,“ riefen die Advokaten.

„Die Lüge,“ spotteten die Männer.

„Die Liebe,“ flüsterten die Advokaten verzüdelt, mit süßem Lächeln.

„Dann soll sie der G a h befreien,“ brauste die Antwort. Und die Äxte fielen auf den Fels. Die Lichter züngelten hoch, als wollten sie sich in das erschlossene Geheimnis hinabbeugen.

Der Schrein zerfiel in tausend Splinter und nichts war in ihm zu sehen als ein weißer Burn, der aus den Gängen, die er ins morsche Holz gebohrt, eisig und erschreckt hervortrat...

An diesem Tage feierten die Menschen den heiligsten Abend. —  
Joc.

## Ein moderner Glücksfahrer.

... Ich habe nie viel um die Zukunft gesorgt und dachte dem Geschick zu überlassen, was ich doch nicht irgendwie belangreich beeinflussen konnte“ ... „Ungebundenheit und persönliche Freiheit — für sie ist mir kein Opfer groß genug. Es ist ein prickelndes Gefühl, auf sich selbst und nur auf sich selbst angewiesen zu sein, nicht bei jeder Gelegenheit „Silbe“ und „Polizei“ zu schreiben, sondern seinen Weg sich selbst zu bahnen — was auch immer die Konsequenzen sein mögen.“ Diese Stichproben stehen gewissermaßen als Motto über dem Lebenslauf eines Mannes, das dieser selbst in einem Buche: „Auf und ab in Südafrika“ vor uns aufrollt. Dietrich C. Braun — so heißt der Verfasser — ist ein Foreiguer, ein Selbmademan ganz eigener Art. Vor zehn Jahren etwa verließ er die deutsche Heimat und ging als Jünger Mertius nach Indien. Das war soweit ganz schön und ganz normal. Materieell blieb er ja mit dem fernen Elternhaus verbunden und auch das Klubleben in der englischen Gesellschaft hier bot mannigfache Reize. Aber auf die Dauer wird's einem regsamen Geist doch zu fade. So nimmt denn Braun Abschied vom Tropenlande, um wieder nach Europa zurückzukehren. In Port Said verläßt er den Dampfer. Was thun? Vor dem kalten Norden, dem Sklavensleben moderner Verhältnisse und einer beschränkten Existenz hat ihn ein Graufen gepackt. Da tritt die fata morgana des südafrikanischen Goldreichtums vor seine Sinne. Auf nach Kapland! In jenem Augenblick, sagt er, hatte ich dem alten Leben Valet gesagt — eine neue Aera begann! Bis hierher hatten noch die weiten Verbindungen meiner Familie gereicht. Mit jeder Hand hatte ich alles von mir geworfen. Nun stand ich allein. Abgestoßen vom festen Land, trieb mein Schiff schnell dahin, hinein in die betagte See des Lebens. Ueber Antiefen und Alippen, durch Nebel und schmutziges Wetter wird es segeln zum Guten oder Bösen ... Auf alles vorbereitet, betritt er in Durban, der Hauptstadt Natal, als Mister D. C. Brown den afrikanischen Strand. Ein homo novus zwar, aber ein Rede an Körpergröße — denn er mißt seine gutgezählten sechs Schuh — und ein Rede an Thatkraft und Willen. Der „Schlachtplan“ ist rasch entworfen. Seine Utiva an barem Gelde machen ihm nicht viel Kopfzerbrechen, da eben keine vorhanden waren. Kurz entschlossen mietet er im Centralhotel einen Laden und etabliert sich als Karitätenhändler, indem er seine aus Indien mitgeschleppten Kuriositäten, Sammlungen und Sachen aller Art peu à peu unter den Hammer bringt. Dann geht's per Bahn dem Goldlande entgegen. In Charlestown steigt er aus, schultert sein leichtes Bündel und macht sich, einen riesigen Korhuk auf dem Kopfe, eine Lederfackel an der Seite, den dicken silberbeschlagenen Bambus in der Rechten und das Kommerzbuch in der Linken, schlendert und recht als Tramp auf den 120 Meilen langen Wandertweg. Freilich nicht ohne Beschwer. Aber endlich bligen

eines Abends die elektrischen Lichter der Goldminen von Johannesburg auf: das vorläufige Wanderziel ist erreicht! Nach wochenlangem Umherfragen nach irgend einer Beschäftigung hat er Glück, beim Theater anzukommen. Als Amateur hat er ja in den indischen Klubs, bei Feiten und auf Billards Gelegenheiten gehabt, seine Stimme, sein mimisches Talent zu erproben. Auf Riesensplakaten mit Riesenschrift wird also „the celebrated German Comic Vocalist and Dancer“ Mr. D. C. Brown angekündigt, singt, mimt und gefällt — einige Zeit. Dann ist's aus mit der Künstlerkarriere. ... Wieder nimmt er den Wanderstab und macht sich auf Sadusters Rappen — beinahe ohne Sohlen — davon. Ganz gleich wohin, nur fort. Vierzehn Tage hat er zumeist in strömendem Regen unter Erleiden von Hunger, Kälte und Entbehrungen aller Art auf der Landstraße zugebracht. Da wird in Copje Alleen in einer Kaffernschenke Halt gemacht, deren weißer Besitzer ihn zum Weiben einläßt. Ein drolliges Lbdaad, dieses Schenkhäus aus Holz und Wellblech: 20 Fuß lang, 12 breit, 8 hoch. Ein aus Säden zusammengefügter Vorhang trennte es in zwei Räume. Der eine war der Laden, in dem andern, der zugleich als Vorratskammer diente, aß, schlief und arbeitete man. Die Lagerstätten waren voll Glas gestopfte Mehlsäcke, die Betttücher bestanden aus Fellen und zusammengefügte Wollsäde muhten statt der Decken dienen. Noch kurioser sah das „Brauhaus“ für Kaffern aus, eine Art selbstbereitetes „Pamba“, aus: Ein angebauter Verschlag aus Rasenausziehd. Und die Gefäße? Durchschnittenen Orhaste dienten zu Bottichen, englische Viertonnen mit ausgeschlagenen Böden zu Anrührgefäßen. In 12 eisernen Kesseln mit Füßen wurde gekocht. Ein leeres Petroleumtin war zugleich Maß und Behälter für das gemahlene Korn, das in einer kleinen Handschrotmühle gewonnen wird, und zum Sieben diente das bei den Kaffern gebräuchliche Bastsieb. Nun geht's ans Kochen des Bieres — eine heiße, anstrengende Arbeit. Also erste Etappe: Bierbrauer. Was lern man nicht — wenn man muß! Zweite Etappe: Metzgerhandwerk. Denn der Schenkwirt hat eine große Schweinezüchterei, des Trebers halber. Und weil er selber ein Gemütsmensch ist, müht er ihm aus Herz gewachsenen lieben Grunzbiechern unmöglich eigenhändig vom Leben zum Brühtrug befördern kann, so muß Mr. Brown ans Schlachten. Auch er hat noch nie gemezgelt. Aber was sein muß, muß sein. Die erste Probefau wurde regelrecht abgestochen und allmählich stieg er bis zum Ochsenhälften empor. Drittes Handwerk: die Erlernung der Bäckerei, die hier und später in Heidelberg gewerbsmäßig betrieben wurde. Sehen wir mal, wie denn der selbst gefertigte Backofen beschaffen war. Aus Steinen des afrikanischen Hochfeldes hatte man das Fundament gemauert. Zwei alte eiserne Räderreifen — gelegentliche Fundstücke — wurden darüber gespannt und mit Zinkblech, Lehm und Steinen bedeckt. Statt der Thür diente ein leeres Petroleumtin, das genau in das auf der Kopffseite offen gelassene Loch hineinpaßte, und in der entgegengesetzten Seite befand sich eine kleine Zug-Oeffnung, in die ein Eisenstiel als Verschluß geschoben und beides mit Lehm verschmiert wurde, wenn's ans Brotbacken ging. Geheizt wurde mit getrocknetem Gras und — Stuhldünger. Einmal hat Brown auch einen Kuchen — aber nur einmal. Denn auch der talentvollste Amateur kriegt das Baden satt. Also ging's in Gemeinschaft eines Genossen weiter. In Volksrust gedachten sie ein Geschäft zu eröffnen, das sie dann in Pilgrimsrest zu finden hofften. Aber ohne Kogession ist auch in Südafrika nichts zu gründen. So zog Brown weiter. Bei jedem store, Wirtshaus und Geschäft bot er seine Dienste als „doppelter Buchhalter“, Korrespondent, Schlächter, Bäcker, Keller oder Hausmeyer an. Vergebens. Endlich blieb er in Ermelo hängen und wurde — Grobschmied. Warum auch nicht? Es ist ein männliches Vergnügen, das Eisen zusammenzuschlagen, das spröde Metall in gewünschte Formen umzuwandeln und die Funken sprühen zu sehen. Schließlich sollte ihm dies Handwerk bei seinem nun folgenden Beruf als Transporttrüder und dann als Eisenbahnmann trefflich zu statten kommen. So ein „Transporttrüder“, d. i. ein Führer jener mit 18, ja bis mit 72 Achsen bespannten Waggons, die — früher mehr als heute — den Güterverkehr zwischen den Küstentälern bezw. Entstationen der Eisenbahnen und dem Binnenlande vermitteln, ist auch etwas Apartes. Da zog Brown nur hin und her — bis der Jameson-Feldzug seiner als Kriegsmann, und zwar für die Pretoria-Staatsartillerie benötigte. Indessen meldete er sich zum Duitsh-Brivilligen Kavallerie-Corps, einem schneidigen, echt modernen Ballenfeiner Reiterfählein, das nur auf das Signal wartete, losgelassen zu werden, aber nicht mehr in Aktion kommen sollte. Nachdem also das Corps aufgelöst war, fuhr Brown nach Lydenburg und wanderte dann nach Speetboom River, wo er sein Glück als Goldgräber versuchte. Das Glück war ihm aber wenig hold. Nach 14 Tagen wußt er daher Goldwaschschüssel, Pade und Spaten hin — und weiter. Bald darauf etabliert er sich als Wagen-„Maler“ in Ermelo, durchzieht dann monatelang Natal als „Direktor“ eines Jahrmarsch-Karussells, bis er auch dies zigeunerhafte Umherziehen satt kriegt und nun Lokomotivheizer-Dienst auf dem Stamberton-Heidelberg-Trajekt nimmt. Ein gar schwerer Dienst! Dazu Tag und Nacht auf der Strecke. ... Aber ein tapferer Kerl überwindet alles: selbst den Teufel, und so sieht sich der Maschinenpuffer schon nach mehrmonatigem Dienst in Besitz eines Patents als „Lehrlings-Maschinist 2. Klasse“ bei 13 Rtr. Monatsgehalt. Bis hierher sind erst anderthalb Jahre seit seiner Ankunft in Afrika verstrichen. Aber Welch' ein Leben! Während dieser kurzen Zeit hat unser Held zwölfmal seinen Beruf und fünfzehnmal seinen Wohnsitz gewechselt. Um dies zu bewerkstelligen, fuhr er 2546 Meilen mit der Bahn, 428 mit dem

Ochsenwagen, 480 mit der Karre, 90 per Maultiergefährt und 140 Meilen mit der Postkutsche. Dazu kommen noch 4838 Kilometer, die er im Dienste der Bahn bewältigte und 160 Meilen per pedes apostolorum. Auch über sein geführtes Nomadenleben hat Brown gewissenhafte Aufzeichnungen gemacht. Er schlief 110 Nächte in der Hängematte oder auf dem „stretcher“, 51 auf dem Ledertisch, 81 unterm Ochsenwagen, 15 unter der Karre, 50 im Karussell, 36 im Zelt, 14 auf Wade im Maschinenschuppen, 12 auf der Fußplatte der Lokomotive, 2 auf Feldwache. Einmal schlief er in einer Krippe, ein andermal erwachte er im Hause eines wildfremden Menschen. Einmal wäre er beim Hauseinzug beinahe von den das Dach beschwerenden Steinen erschlagen worden, ein andermal gelang es ihm nur schwer, Zelt und Habe aus einem Prärienbrande zu retten. Und ob er auch nie mehr besah, als Schreibutensilien und die Kampfausrüstung eines Junggesellen, beides in einer Genevertüte aufgehoben — es genierte ihn nie. Er lebte dem Augenblick und scherte sich blutwenig um die Zukunft. Nunmehr begleiten wir Braun auf seiner Reise nach Deutschesland und wieder retour. Die Riviera, Monte Carlo, Abovianen werden dabei besucht und auf Madagaskar gelandet. Bei Laurengo Marques beritt er die südafrikanische Abovianenheimat. Aber da er beabsichtigt, sich, wie man so sagt, zu fixieren, quittiert er den Bahndienst und erwirbt in Lydenburg Grund und Boden. Inmitten seines Besitzums errichtet er ein schmales Wohnhaus, das ihm der Vater aus Stockholm hat schenken lassen, und gründet eine Bierbrauerei. Diese lektore zuerst anderwärts, bis der ganze Bau eines Tages aus den Fugen ging und im Morast versank. . . . Trotzdem hatte er Glück. Alles ging gut, die neue Brauerei auf seinem Grundstück florierte, das Heim wurde beglücklich in seinen Räumen. Da brach der Krieg aus. Flugs hängt er Haus und Geschäft an den ersten besten Nagel und zieht ins Feld, wohl wissend, daß er nur Trümmerhaufen und Verwüstung bei der Rückkehr finden — oder auch sein Eigentum nie mehr sehen würde. Und nun geht's auf und ab im Kampfgetümmel, wie es der Tag bringt, wie das Geschick es will. Ein ganzer Herd trotz der Hölle, sieht dem Schlachtentod gleichgültig ins Auge. Eines Tages ist er englischer Kriegsgefangener und wird nach Pretoria geschleppt. Gehlon ist ihm als Verbannungsort sicher. Aber es kommt anders. Die Engländer anerkennen nicht seine Eigenschaft als südafrikanischer Bürger. Als Deutscher wurde er mit der Verpflückung, nie mehr die Waffen zu erheben, freigelassen. Aber obwohl ohne Substanzmittel, macht ihm das wenig Besäher. Berichte an Zeitungen halten ihn über Wasser. Obendrein engagiert ihn der deutsche Konsul als Ausschiffschreiber bei 16 Ltr. Monatsgehalt. Ein Vierteljahr liegt er dieser halbamtlichen, äußerst anständigen Tätigkeit ob. Damit aber beschließt er, nach Amerika auszuwandern. Wie er nun in Kapstadt der Einschiffung harret, erfolgt der langersehnte Friedensschluß. Braun geht auf einige Monate nach Deutschland zurück, wo er seine Erlebnisse in dem nun vorliegenden Buche zusammenfaßt. Eine kraftvolle Persönlichkeit leuchtet uns daraus entgegen und wir spüren beim Lesen den frischen Hochlandshauch der Freiheit, die in des Mannes Seele wohnt. Das köstliche Buch empfiehlt sich selber. — Ernst Kreowski.

### Kleines feuilleton.

en. Die Lannen des Klimas und der Sonne. Daß das Klima kein stehender Begriff ist, sondern einem Wechsel unterliegt, ist eine seit langem gemachte Beobachtung, die aber erst durch neuere wissenschaftliche Forschungen eine eigentliche Begründung erfahren hat. Man kann danach eine dreifache Klimaschwankung unterscheiden: einmal die von Tag zu Tage eintretenden Wechsel, die freilich besser als Witterungsveränderungen aufzufassen sind; zweitens mehr oder weniger regelmäßige Wechsel des Klimas im Laufe der Jahre; drittens ebensolche in Verlaufe der Jahrhunderte. Die letzteren wären mit dem Begriff der säkularen Klimaschwankung zu bezeichnen. Von zwei Seiten ist in allerjüngster Zeit ein wertvolles Material über solche Naturerscheinungen zusammengetragen worden. Aus dem Munde des schwedischen Forschungsreisenden Sven Hedin hat man erfahren, daß in dem wüsten Gebiet von Innerasien, namentlich in der Umgebung des jetzt fast gänzlich verschwundenen Sees Lob-Nor gewisse Anzeichen dafür vorhanden sind, daß früher dort ein ganz andres und vor allem wesentlich feuchteres Klima geherrscht hat. Hedin hat dort nicht nur Reste von ausgedehnten Wäldern, sondern auch Ruinen alter Städte gefunden, die seit Jahrhunderten unter dem Wüstenstaub begraben liegen. Diese Mitteilung trifft zufällig zusammen mit der Veröffentlichung einer Arbeit des englischen Pflanzers Norman Loder, die einen Zusammenhang zwischen der Verteilung der periodischen Regenfälle in Indien und in andern Gebieten des Indischen Ozeans mit der Sonnenhätigkeit feststellt. Das Ausbleiben der Monsunregen und die dadurch bedingte Hungersnot in Indien haben nicht nur die Besorgnis der Politiker, sondern auch die Aufmerksamkeit der Engländer erregt, und Professor Loder hat nun wenigstens die Ursache davon mit einiger Sicherheit ermittelt. Schon kleine Veränderungen der Sonnenhätigkeit, die an dem Auftreten der Sonnenflecken erkannt werden können, vermögen gewisse Wechselwirkungen zwischen den Gebieten hohen und niedrigen Luftdrucks über der Erde hervorzurufen und dadurch den Gang der Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Sornwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Witterung im Verlaufe der Jahre wesentlich zu beeinflussen. Es entzieht wie von selbst daraus die Frage, ob nicht auch solche über längere Zeiträume sich erstreckenden Klimaschwankungen, wie sie nach den Entdeckungen von Hedin im Innern Asiens stattgefunden haben müssen, auf Veränderungen der Sonnenhätigkeit zurückzuführen wären. Mit dieser Frage kommen wir aber noch weiter. Die toten Wälder und Städte Innerasiens müssen, wenn es hoch kommt, 1 1/2 Jahrtausende im Wüstenboden begraben liegen. Seit diesem Zeitraum mußte sich also das dortige Klima so stark zu Ungunsten des Menschen und der Vegetation geändert haben. Nun sind 1 1/2 Jahrtausende im Vergleich zum Menschenleben eine lange Zeit, aber nur eine kurze Frist im Vergleich zu der erdgeschichtlichen Entwicklung. Wenn man aber auf diese eingeht, so finden sich dort ebenfalls Beweise für sehr bedeutende Klimaschwankungen, für die eine hinreichende Erklärung bisher noch nicht gegeben worden ist. Da ist vor allem die große Eiszeit, die den größten Teil Nordamerikas und fast das ganze Nordeuropa mit einem Eismantel überzog. Alle möglichen Naturgesetze und eine unübersehbare Zahl von Vermutungen sind herangezogen worden, um dies außerordentliche Ereignis der Erdgeschichte zu erklären. Aber, wie gesagt, die Frage nach dem Wie und Warum ist noch immer nicht befriedigt worden. Professor Loder hat nun besonders darauf hingewiesen, daß in der erdgeschichtlichen Periode, die der Eiszeit vorausging, also in der Tertiar-Periode, im Gegenteil ein ganz ungewöhnlich warmes Klima in der nördlich gemäßigten Zone geherrscht haben muß. Dieser Gegensatz läßt ebenfalls darauf schließen, daß ein periodischer Wechsel über lange Zeiträume hin vorliegt, der durch keine andre Annahme besser verstanden werden kann, als durch die eines entsprechenden Wechsels in der Sonnenhätigkeit. Letzterer braucht noch gar nicht einmal so überaus groß gewesen zu sein, denn nach den jetzigen Anschauungen brauchte das Klima nur um 8—9 Grad der mittleren Jahresstemperatur zu fallen, damit das Riesengebirge, der Schwarzwald, die Vogesen, die Alpen, die Appenninen, die Berge von Korsika, der Atlas und der Kaukasus in mehr oder weniger große Gletscherfelder verwandelt wurden, wie sie während der Eiszeit dort bestanden haben müssen. Es sei daran erinnert, daß z. B. der Rhone-Gletscher dann bis in die Gegend von Lyon und die Gletscher der Nordalpen bis gegen den heutigen Lauf der Donau hin gereicht haben. —

### Humoristisches.

— Ahnungsvoll Oberförster: „Mein Haus ist doch schon recht hausfällig; in meiner Schlafstube haben sich die Balken gebogen.“

Bekannter: „Sprechen Sie viel im Traume?“ —

— Die Rache des Weinreisenden. Hausherr (wütend): „Unerschämtheit, mich in meinem Nachmittagschlaf zu stören; machen Sie, daß Sie fortkommen; ich brauche keinen Wein! (Nach einer Viertelstunde.) Es ist nun verzweifelt; wer klingelt denn da am Telephon? Hier Direktor Müller! Wer dort?“

„Ach, entschuldigen Sie, ich hatte Ihnen eben Wein offeriert. haben Sie auch keinen Bedarf in Cigarren?“ —

— Verträglich. Freundin: „Dein Mann ist also Vegetarier; da wirst Du doch recht hart mit der Mische thun?“

Frau: „D gar nicht; ich esse das Fleisch und er das Gemüse.“ —

(„Regendorfer Blätter.“)

### Notizen.

— Die ersten zehn Aufführungen von Gerhart Hauptmanns „Armen Heinrich“ im Deutschen Theater brachten eine Einnahme von 36 600 M. —

— „La Chätelaine“ („Die Schlossherrin“), eine neue Komödie von Alfred Capus ist vom Schauspielhause zur Aufführung erworben worden. —

— Die Aufführung von Oskar Wildes „Salome“ im Kleinen Theater ist nun auch vom Bezirksauschuß wegen sittlicher Bedenken verboten worden. Das Kleine Theater hat gegen diesen Entscheid beim Ober-Verwaltungsgericht Berufung eingelegt. —

— Im Wiener Deutschen Volkstheater geht am 17. Jänner Ludwig Ganghofers ländliches Drama „Der heilige Kai“ erstmalig in Szene. —

— Die Einödschofer-Konzerte im Neuen Konzerthaus beginnen an den drei Weihnachtstagen und dem darauf folgenden Sonntag bereits um 5 Uhr nachmittags. Am Montag findet ein zweiter Wagner-Abend statt. —

— Marconi meldet, daß ihm eine Verständigung mittels drahtloser Telegraphie über den Ocean gelungen sei. Er glaubt, binnen vier Monaten einen geregelten Dienst für Depeschen aller Art einrichten zu können. —

— Der bekante Pshchiatex Professor v. Kraft-Ebing ist, 62 Jahre alt, in „Maria-Grün“ bei Graz an einem Nierenleiden gestorben. —